

50

Bilder von Jesus

1

Jesus, der Jude

In den letzten dreißig Jahren haben viele jüdische Autoren Jesus wieder als einen der Ihren entdeckt. Und auch christliche Theologen beginnen, Jesus als Juden wahrzunehmen.

Jesus ist als Jude aufgewachsen. Er ging in die jüdische Schule, lernte die Psalmen beten, studierte die jüdische Geschichte, wie sie das Alte Testament beschreibt. Er lernte, wie ein Jude zu denken und zu leben. Und er beteiligte sich als Erwachsener an den Diskussionen der verschiedenen jüdischen Schulen. In seinem Denken blieb Jesus jüdisch. Doch wie er in die Diskussion der verschiedenen Richtungen innerhalb des Judentums eingriff, darin offenbart sich seine Souveränität.

Dieser Jesus aus dem kleinen Dorf Nazareth zeigt in seinem Denken eine Weite, die durch keine schulische Bildung erklärbar ist. Er vertraut seinem Herzen. Er legt das Gesetz so aus, wie er es in seinem Innersten für richtig hält. Er traut sich zu, Gottes Willen zu erkennen, nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere.

Wilhelm Bruners hat in seinem Buch »Wie Jesus glauben lernte« dargelegt, dass Jesus in der jüdischen Tradition aufgewachsen ist und dort seinen Glauben erlernt hat. Seine Mutter Maria hat nach Bruners der apokalyptischen Richtung nahe gestanden, wie sie im damaligen Judentum weit verbreitet war. Das drückt sich in ihrem Lobgesang, dem Magnificat, aus. Die Apokalyptik erwartete das baldige Kommen Gottes. Und wenn Gott kommt, dann wird die

ganze Welt umgestürzt, dann werden die Machtverhältnisse anders definiert, dann gehen die Reichen leer aus und die Hungrigen werden gesättigt. Von Maria lernt Jesus, dass Gott bald kommen wird, um diese Welt zu richten und zu verwandeln. Mit Gott muss man rechnen. Er zögert nicht. Er handelt an den Menschen. Er ist nicht nur Beobachter von außen. Er greift in diese Welt ein.

Joseph, von dem Matthäus sagt, dass er gerecht war, zählt Bruners der pharisäischen Richtung zu, der es darum ging, Gottes Gebot zu erfüllen. Doch Joseph war nicht ein Eiferer für das Gesetz. Er verband die Gerechtigkeit, das Richtig-Sein, mit Güte und Barmherzigkeit. Wenn er nur gerecht gewesen wäre, wenn er nur auf die Erfüllung des Gebotes geachtet hätte, dann hätte er seine schwangere Frau anklagen und sie dem Tode ausliefern müssen. Doch Joseph wollte nicht dem Gesetz gerecht werden, sondern seiner Verlobten. Die Gerechtigkeit, wie er sie verstand, zielte auf das Wohl und Heil des Menschen. Um dem einzelnen gerecht zu werden, muss man sich manchmal über die geschriebenen und überlieferten Gebote hinwegsetzen. Von Joseph lernte Jesus, die Gesetze Gottes barmherzig auszulegen.

Jesus hat in seiner religiösen Erziehung die verschiedenen spirituellen Schulen kennengelernt, wie sie damals im Judentum üblich waren. Jüdische Forscher rechnen ihn zu einer eher liberalen pharisäischen Schule. Jesus wurde geprägt durch die Diskussionen, wie sie damals in jüdischen Kreisen üblich waren. Er hat sich selbst mit dem Gesetz auseinandergesetzt. Er hat es geachtet. Aber er hatte auch die Weite, es hinter sich zu lassen, wenn es dem Menschen nicht mehr gerecht wurde. Nach Jesu fester Überzeugung war das Gesetz für den Menschen da, nicht umgekehrt. Alles, was Gott

uns gebietet, dient dazu, dass wir richtig leben und miteinander auskommen können, und so der Raum eines gedeihlichen Miteinanders entsteht.

Jesus hat die Psalmen gebetet. Er hat am Gottesdienst in der Synagoge teilgenommen. Und er ist als frommer Jude immer wieder nach Jerusalem gepilgert, um an den großen Festen teilzunehmen. Dort hat er die Faszination erlebt, die vom Tempel und vom Tempelgottesdienst ausging. In dieser Spiritualität groß geworden hat Jesus dennoch seine eigene Frömmigkeit entwickelt. Er hatte eine sehr persönliche Beziehung zu Gott. Und aus dieser intimen Beziehung zu seinem Gott, den er – wie sonst noch niemand vor ihm – mit dem zärtlichen Wort »Abba« (»Papa«) bezeichnete, hat er von Gott auf neue Weise gesprochen. Er hat sich zugetraut, anders von Gott zu erzählen, ein anderes Gottesbild zu zeichnen, als es für viele seiner Zeitgenossen üblich war. Die Menschen hatten den Eindruck, dass da einer richtig von Gott sprach, dass in seinen Worten Gott wirklich aufschien: »Die Menschen waren sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten.« (Markus 1,22) Jesus hat nicht so von Gott gesprochen wie viele Schriftgelehrte, die zwar die richtigen Worte benutzten, aber nicht aus einer persönlichen Betroffenheit heraus sprachen. Weil Jesus Gott erfahren hat, hat er von ihm so gesprochen, dass die Menschen unwillkürlich spürten: »Ja, so ist Gott. Das ist die Wahrheit. Dieser Gott geht mich selbst an. Diesem Gott kann ich nicht ausweichen. Er erfüllt die Sehnsucht meines Herzens.«

- Wenn du Jesus als einen Rabbi innerhalb der jüdischen Tradition siehst, wie verändert das deine Beziehung zu Jesus? Stelle dir vor, dass Jesus die Psalmen gebetet und in ihnen seine Erfahrung von Gott und von den Menschen zum Ausdruck gebracht hat. Wie erlebst du dann Jesus? Wie begegnet er dir?
- Kannst du in dir unbewusste antijüdische Tendenzen feststellen? Bist du dir der jüdischen Wurzeln deines Glaubens bewusst?
- Lese dich ins Alte Testament ein, etwa in die Psalmen oder in die ersten beiden Bücher: Genesis und Exodus. Wie geht es dir mit diesen Texten? Befremden sie dich, weil sie nicht so fromm erscheinen? Wehrst du dich, weil das Alte Testament das Leben ohne Beschönigung so beschreibt, wie es tatsächlich ist, mit seinen Höhen und Tiefen, mit Vertrauen und Verzweiflung, mit Liebe und Hass, mit Kampf und Frieden? Hast du den Mut, auch die dunklen Seiten Gottes zuzulassen?

2

Jesus, der Aussteiger

Markus überliefert eine eigenartige Geschichte: »Jesus ging in ein Haus, und wieder kamen so viele Menschen zusammen, dass er und die Jünger nicht einmal mehr essen konnten. Als seine Angehörigen davon hörten, machten sie sich auf den Weg, um ihn mit Gewalt zurückzuholen; denn sie sagten: Er ist von Sinnen.« (Markus 3,20f)

Diese Szene zeigt, dass das Verhältnis Jesu zu seiner Familie nicht ungetrübt war. Sie hält ihn für verrückt. Sie möchte ihn gewaltsam nach Hause holen. Sie hat den Eindruck, er bereite ihr Schande.

Die anderen Evangelisten haben diese Geschichte nicht übernommen. Sie war ihnen offensichtlich zu anstößig. Dennoch scheint hier die geschichtliche Wirklichkeit durch. Wir können spekulieren, was der tiefste Grund für die Entfremdung Jesu von seiner Familie war. Manche Exegeten vermuten, dass seine Familie der pharisäischen Richtung nahe gestanden hat. Jesus aber zog als Prediger und Wundertäter durch das Land. Er folgte einer anderen theologischen Richtung, die eher durch Johannes den Täufer geprägt war. Andere Exegeten meinen, Jesus hätte sich als der Erstgeborene der Pflicht des Hausvaters in der Familie entzogen. Das sei der Grund, warum ihn seine Familie zurückholen will. Er sollte daheim seine Aufgabe erfüllen, anstatt durch das Land zu ziehen und vom Reich Gottes zu predigen. Vielleicht war die Familie aber auch empört darüber, dass er zwölf unbekannte Menschen um sich sammelte und keinen

von ihnen dazuholte. Dann zeigt sich in dieser Auseinandersetzung der Konflikt der natürlichen Familie Jesu mit den Aposteln, seiner neuen Familie.

Die Loslösung von seiner Familie war für Jesus offensichtlich ein schwieriger Prozess. Markus berichtet, dass seine Verwandten noch einmal kommen, doch nun nicht, um Jesus mit Gewalt heimzuholen, sondern um mit ihm zu sprechen. »Da kamen seine Mutter und seine Brüder; sie blieben vor dem Haus stehen und ließen ihn herausschreien.« (Markus 3,31) Doch Jesus lässt nicht über sich verfügen. Er schaut in die Runde und sagt: »Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?« (Markus 3,33) Mit diesem Wort drückt Jesus die innere Distanz zu seiner Familie – auch zu seiner Mutter – aus. Er hat nun eine neue Familie gefunden, die Familie derer, die den Willen Gottes erfüllen, die auf seine Worte hören und sich für das Reich Gottes öffnen.

Jesu hat die Menschen wie kaum ein anderer aus ihrem engen Familienbund gelöst. Einem, der ihm nachfolgen, aber vorher noch den Vater begraben will, sagt er: »Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber geh und verkünde das Reich Gottes!« (Lukas 9,60) Die Elternpflicht tritt gegenüber dem Auftrag der Verkündigung zurück. Gottes Reich ist eine so mächtige Wirklichkeit, dass die familiären Bande davon gesprengt werden.

Jesu macht mir Mut, meinen eigenen Weg zu gehen, ganz gleich, ob meine Familie ihn versteht, ob meine Freunde ihn gut finden. Es gehört ein Stück Einsamkeit zu meinem Leben. Jesus ermutigt mich, diese Einsamkeit zu wagen. Es lohnt sich. Sie macht mich offen für das Geheimnis Gottes und sein Reich. »Gottes Reich«, das heißt: Gott ist nahe. Gott herrscht. Wenn Gott in mir herrscht,

dann bin ich wirklich frei, dann komme ich in die Gestalt, die Gott mir zugeordnet hat, die für mich stimmt. Jesus fordert mich heraus, wirklich meinen Weg zu gehen. Dieser einmalige Weg, den Gott mir zutraut, ist wichtiger als die Zustimmung der Menschen. Jeder Mensch ist einmalig. Das ist die Botschaft Jesu. Und jeder Mensch kann seine urpersönliche Spur eingraben in diese Welt. Er muss seine Spur nicht rechtfertigen, nicht erklären, nicht die Bestätigung durch seine Familie einholen. Er muss einfach seinen Weg gehen und das tun, was Gott ihm in seinem Herzen sagt.

- Auf welche Stimmen hörst du, wenn du etwas sagst, wenn du einem Menschen begegnest, wenn du Entscheidungen triffst?
- Wie reagierst du auf Aussteiger? Reagierst du auf sie verunsichert, mit Ablehnung oder gar Hass? Decken sie in dir verdrängte Wünsche auf? Stellen sie dein Angepasstsein in Frage?
- Bist du bereit, den Weg zu gehen, den du für dich als innerlich stimmig erkannt hast? Oder möchtest du, dass alle, deine Familie, deine Freunde und so weiter deinen Weg gutheißen?
- Teste deine Meinungen und deine Verhaltensweisen, ob sie wirklich aus dir selbst kommen oder ob du dich unbewusst nach deinen Eltern oder nach den Menschen in deiner Umgebung richtest, deren Zustimmung und Anerkennung dir wichtig sind. Jesus nachfolgen heißt, auf die innere Stimme hören, auf die leisen Impulse in deinem Herzen lauschen. Wenn du auf diese

innere Stimme und in ihr auf die Stimme Jesu hörst, stimmst du mit dir überein und zugleich mit Gott.

3

Jesus, der Wandervogel

Jesus ist ständig unterwegs. Er wandert von Ort zu Ort. Er hat keine Wohnung, in die er sich zurückziehen kann: »Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.« (Lukas 9,58) Gerade Lukas hat Jesus als den Wanderer beschrieben. Er ist der göttliche Wanderer, der vom Himmel herabgestiegen ist, um mit uns Menschen zu wandern und uns an unseren göttlichen Kern zu erinnern. Und auf dem Weg kehrt er immer wieder bei den Menschen ein, um mit ihnen zu essen und zu trinken und die Freude zu feiern, die entsteht, wenn Menschen einander annehmen und wenn sie sich von Gott geliebt wissen.

Wenn ich Jesus als Wandervogel betrachte, dann spüre ich seine Freiheit und die Kraft, die von ihm ausgeht. Er hat die Wanderschaft nicht als asketisches Ideal verkündet. Er macht auch keine Ideologie daraus. Er wandert einfach durch das Land. Er begegnet den Menschen. Er spricht zu ihnen. Er heilt Kranke, wenn sie auf ihn zukommen oder wenn er ihre Not erkennt. Er hat keine Verkündigungsstrategie entworfen und keinen Missionsfeldzug geplant. Er geht in Freiheit seinen Weg. Er fühlt sich gedrängt, durch die Dörfer zu ziehen und den Menschen zu sagen: »Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!« (Markus 1,15) Jesus hat weder den Aufbau der Kirche geplant noch eine Konsolidierung des Staatshaushaltes noch eine

politische Vision entworfen. Er wandert einfach in innerer Freiheit, Unbeschwertheit, Lebensfreude. Er ist immer präsent, wenn ihm jemand begegnet. Dann ist dieser Mensch der wichtigste. Dann lässt er seine ganze Verkündigungsabsicht los und widmet sich allein diesem Menschen. In der Begegnung mit diesem Menschen zeigt sich, dass Gott nahe ist, da wird Gott sichtbar. Indem Jesus den Menschen anders anschaut, möchte er ihm seinen Blick öffnen für die Nähe Gottes. Jesus hat die Wirklichkeit mit klarem Blick wahrgenommen. Er hat die Schönheit der Natur bewundert. Er hat den Bauern bei ihrer Arbeit zugesehen. Er hat wahrgenommen, was ist. Und in allem hat er Gottes Wirken und Gottes Schönheit gesehen. Diesen Blick auf Gott in allen Dingen wollte er die Menschen lehren.

Es ist kein Wunder, dass seine Familie und die Gesellschaft mit diesem freien Wandervogel ihre Probleme hatten. Er hat nicht für die Zukunft gesorgt. Er hat keine Familie aufgebaut, seine berufliche Karriere nicht gesichert. Er ist einfach gewandert. Die Sorglosigkeit, die sich in seinem Wandern ausgedrückt hat, hat er auch anderen verkündet: »Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, dass ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, dass ihr etwas anzuziehen habt.« (Matthäus 6,25) Er verweist die Menschen auf die Vögel des Himmels und auf die Lilien des Feldes. Sie haben genug zu essen und sind schöner gekleidet selbst als Salomon, dessen Prachtentfaltung man rühmte.

Wenn ich diesen Jesus sorglos wandern sehe, dann geht mir auf, wer Gott ist. Jesus muss gar nicht von Gott sprechen. In dieser inneren Freiheit, mit der er auch die jüdischen Rabbis und ihre ortsgebundene Lehre weit hinter sich lässt, leuchtet Gott schon auf.

Gott ist der, der uns von der Sorge befreit. In der Geschichte des Christentums gab es zahlreiche Mönche, die Jesus, den Wandervogel, nachgeahmt haben. Sie sind zeit ihres Lebens gewandert und haben sich nirgends niedergelassen. Sie wollten »propter Christum« (»Christi wegen«) wandern, um an seiner Freiheit, an seiner Sorglosigkeit, an seiner Gotteserfahrung teilzuhaben.

Als Cellerar eines Klosters habe ich für die Menschen zu sorgen, die bei uns angestellt sind, habe ich die Zukunft des Klosters abzusichern. Das scheint das Gegenteil zu sein von der Sorglosigkeit, die der göttliche Wanderer lebt und verkündet. Doch zugleich übt dieser Jesus eine große Anziehungskraft auf mich aus. Wenn ich im Urlaub wandere, rühre ich an Jesu Freiheit. Aber auch mitten in meiner Arbeit ahne ich etwas von der Freiheit, die von Jesu Wanderschaft ausgeht. Ich habe hier keine bleibende Stätte. Ich kann mit all meiner Sorge mein Leben nicht verlängern. Ich kann mit aller Absicherung nicht das Leben gewinnen. Das Leben ist woanders zu finden, in der Freiheit, Sorglosigkeit, im Weitergehen. Nur wer geht, bleibt lebendig.

Mein Leben ist ein innerer Weg, ein ständiges Wandern. Ich kann mich nicht ausruhen. Ich muss weiterwandern, so wie Jesus ein inneres Muss gespürt hat: »Doch heute und morgen und am folgenden Tag muss ich weiterwandern.« (Lukas 13,33)

In der Kirchengeschichte hat wohl kein anderer so radikal das sorglose Wandern Jesu nachgeahmt wie Franziskus von Assisi. Er ließ seinen ganzen Besitz los. Sogar seine Kleider zog er vor seinem eigenen Vater aus, um nackt und frei durch das Land zu wandern. Diese Freiheit im Wandern bewirkte in ihm eine Fröhlichkeit, die ansteckte. Er predigte sogar den Vögeln. In seiner Sorglosigkeit

glich er den Vögeln des Himmels, die darauf vertrauen, dass Gott sie nährt. Franziskus ließ Jesus durch sein Leben in seiner Zeit neu aufleuchten. Die Menschen sahen in ihm das Antlitz des freien und zugleich liebenden Jesus.

➤ Versuche heute einmal, bewusst zu gehen und dir dabei vorzustellen: Du wanderst in die Freiheit und Sorglosigkeit hinein. Du gehst immer weiter. Du bleibst nicht stehen, sondern wandelst dich mit jedem Schritt. Dabei kannst du dich fragen:

➤ »Wo sitze ich fest? Worin habe ich mich eingerichtet? Woran hänge ich, wovon bin ich abhängig? Was nimmt mir meine innere und Äußere Freiheit? Lasse ich mich von Sorgen oder von Vertrauen bestimmen? Was ist das Grundgefühl auf meinem Weg: Angst oder Vertrauen, Sorge oder Zuversicht, Mich-Absichern oder Mich-auf-den-Weg-machen?«

➤ Genieße das Wandern! Nimm die Schönheit der Natur wahr und achte auf dein Herz! Vielleicht wird es weit vor Freude!

4

Jesus, der Machtverweigerer

Jesus hat jede Macht verweigert. Er hat zwar mit göttlicher Vollmacht gepredigt und insofern hatte er Macht über seine Zuhörer. Aber er hat diese Macht nicht ausgenutzt, indem er sich als Guru aufgespielt hat. Er hat Menschen in seinen Bann gezogen und hat sie auch in seine Nachfolge berufen. Männer und Frauen folgten ihm nach, weil sie von ihm fasziniert waren. Aber er selbst hatte keine Ambitionen, eine Gemeinschaft aufzubauen, über die er bestimmen wollte.

Jesus hatte keinen Ehrgeiz, in der damaligen Hierarchie des Judentums aufzusteigen, weder als pharisäischer Rabbi noch als Schriftgelehrter noch als Priester. Er hat auch jede politische Macht verweigert. Er hat sich nicht an die Spitze einer politischen Bewegung gestellt, wie es die Zeloten von ihm vielleicht erwartet hätten.

Als er von einer Schar bewaffneter Männer gefangen genommen wird, verzichtet er auf jede Art von Gewalt. Als Petrus das Schwert zieht und auf den Diener des Hohenpriesters einschlägt, verwehrt er ihm diese Gewaltanwendung: »Steck dein Schwert in die Scheide; denn alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen. Oder glaubst du nicht, mein Vater würde mir sogleich mehr als zwölf Legionen Engel schicken, wenn ich ihn darum bitte?« (Matthäus 26,52f) Für Matthäus ist gerade der Tod Jesu am Kreuz Zeichen seiner Macht- und Gewaltlosigkeit. Jesus verzichtet darauf, die göttliche Vollmacht, die er besitzt, in Äußere Macht umzusetzen.

Auch im Umgang mit seinen Jüngern verzichtet Jesus auf jegliche Ausübung von Macht. Er beruft sich nie auf eine Autorität, sondern er sagt nur, was aus seinem Inneren kommt. Er übt keine Macht aus, indem er seinen Jüngern ein schlechtes Gewissen macht. Jesus fasziniert seine Jünger. Deshalb folgen sie ihm. Aber er bindet sie nicht an sich. Er lässt ihnen die Freiheit. Als viele seine Lehre nicht verstehen und sich von ihm abwenden, fragt er seine Jünger: »Wollt auch ihr weggehen?« (Johannes 6,67) Er passt sich in seiner Lehre nicht den Erwartungen der Jünger an, damit sie bei ihm bleiben. Er fühlt sich von Gott berufen, das zu sagen, was dieser ihm aufgetragen hat, ganz gleich, ob seine Zuhörer es annehmen oder nicht. Jesus weigert sich, eine Organisation zu gründen, an deren Spitze er steht. Er geht seinen Weg, den Weg der Verkündigung und des Heilens.

Mir imponiert die Klarheit, mit der Jesus seinen Weg geht. Ich weiß selbst um die Versuchung, meine Wirkung auf andere Menschen für mich auszunutzen. In Kirche und Gesellschaft gibt es heute zahlreiche Stars, die eine Fangemeinde um sich aufbauen. Doch oft genug werden die Stars von ihren Fans aufgeessen. Sie sind nicht mehr frei. Sie sagen, was von ihnen erwartet wird. Auf der anderen Seite gibt es zahlreiche selbst ernannte Gurus, die sich eine Gemeinde gefügig machen und sie autoritär führen. Oft genug arbeiten sie mit geistlichem Missbrauch. Wenn einer die Lehre des erleuchteten Gurus in Frage stellt, werden ihm Verdammung und Untergang angedroht: »Du wirst schon sehen, wo du noch landen wirst, wenn du meine Lehre nicht annimmst.«

All diesen Versuchungen widersteht Jesus. Vielleicht hat er gerade wegen seines Machtverzichts soviel Macht auf Menschen ausgeübt,

die ihm durch die Jahrhunderte gefolgt sind. Es ist eine innere Macht, die von Jesus ausgeht und die Menschen in Bann schlägt.

Martin Luther King ist ihm auf seinem Weg des Gewaltverzichtes gefolgt. Und er hat wie Jesus politisch ungeheuer viel bewegt. Indem er auf Gewalt verzichtete, hatte er mehr Macht als der Präsident der Vereinigten Staaten, der eine hochgerüstete Armee hinter sich hatte. Martin Luther King predigte die Liebe auch zu denen, gegen die er mit seinen Protestmärschen demonstrierte. Er, der wie Jesus jede Macht verweigerte, fiel der Gewalt zum Opfer. Seinen gewaltlosen Kampf gegen die Rassentrennung bezahlte er mit seinem Leben. Am 4. April 1968 erschoss ihn ein junger Weißer in Memphis.

➤ Wo übst du Macht aus? Erpresst du andere, indem du damit drohst, auszusteigen, alles hinzuwerfen, nicht mehr mitzumachen? Kennst du die Machtspiele, durch die du andere zu manipulieren und in deine Richtung zu drängen versuchst? Beobachte dein Verhalten, wo du über andere Macht ausübst. Prüfe deine Worte, ob sie aus dem Wörterbuch der Macht stammen, ob sie anderen ein schlechtes Gewissen einreden, ob sie drohen, erpressen, in die Enge treiben, verletzen, abwerten, entwerten.

➤ Meditiere auf dem Hintergrund deines Handelns und Sprechens die Machtverweigerung Jesu und lass dich durch das Vorbild dieses Jesus von Nazareth in den Geist der Gewaltlosigkeit einführen.

5

Jesus, der Leistungsverweigerer

Viele Rabbis zur Zeit Jesu stellten für ihre Schüler Regeln auf, wie sie leben sollten. Und oft genug übertrafen sie sich dabei, die Gebote Gottes zu verschärfen und sich durch jeweils noch größere Leistungen auf dem Gebiet der Gesetzeserfüllung hervorzutun. Es ging ihnen nicht um gesellschaftliche Leistung in der Arbeit und in politischen Organisationen, sondern um die Leistung vor Gott. Fromm war der, der vor Gott etwas leistete, der regelmäßig fastete, der täglich seine Gebete verrichtete, der Almosen gab, der Gott etwas vorweisen konnte.

Heute definieren sich viele in ihrem Beruf und in ihrem familiären Umfeld über die Leistung. Sie wollen durch Leistung ihren Wert beweisen. Jesus steigt aus diesem Karussell der ›Leistungssteigerer‹ aus. Er lädt die Menschen ein zu leben. Er erlaubt ihnen, dass sie sein dürfen, wie sie sind. Er vermittelt ihnen, dass sie bedingungslos geliebt sind, auch ohne dass sie etwas vorweisen könnten. Er wendet sich gerade denen zu, die keine Leistung erbringen: den Sündern und den Armen, den gering Geachteten und Entrechteten. Das erbost die Pharisäer, die stolz sind auf die Werke, die sie vollbracht haben.

An zwei Gleichnissen wird deutlich, auf welche Weise Jesus die Leistungsspirale durchbricht. Das eine, das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matthäus 20,1–16) ärgert viele Arbeitgeber. »So kann man doch nicht mit den Arbeitern und mit der

Leistungsbeurteilung umgehen«, sagen sie. Jesus erzählt von einem Weinbergsbesitzer, der schon früh am Morgen Arbeiter für seinen Weinberg anwirbt und sie sogleich zur Arbeit schickt. Das gleiche tut er um die dritte, sechste und neunte Stunde. Ja, selbst um die elfte Stunde, also eine Stunde vor Arbeitsschluss, warb er nochmals Arbeiter und schickt sie in seinen Weinberg. Als er um die zwölfte Stunde den vereinbarten Lohn, jeweils einen Denar, zuerst den zuletzt angeworbenen Arbeitern auszahlt, erwarten die Arbeiter, die sich den ganzen Tag abgemüht hatten, mehr Lohn. Aber auch sie erhalten nur den einen Denar, den sie als Lohn vereinbart haben.

Hier wird das Leistungsprinzip auf den Kopf gestellt: »So werden die Letzten die Ersten sein und die Ersten die Letzten.« (Matthäus 20,16) Es geht nicht um Leistung und Lohn, sondern um die Treue und Zuverlässigkeit bei dem, was ich tue. Jesus rechtfertigt nicht das Nichtstun. Arbeit ist für ihn durchaus Zeichen für gesundes Leben. Aber er befreit die Arbeit von ihrer Beurteilung durch andere. Es kommt nicht darauf an, sich durch Arbeit zu beweisen, etwas zu leisten, auf das man stolz sein könnte, sondern die Kunst des Lebens besteht darin, sich auf die Arbeit einzulassen, die sich mir anbietet, die von mir gefordert wird.

Im berühmten Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lukas 15, 11–32) möchte der jüngere Bruder sofort leben. Er lässt sich das Erbe auszahlen und geht in ein fernes Land, für damalige Verhältnisse vermutlich Griechenland oder Italien. Dort möchte er das Leben in seiner Fülle genießen. Doch schon nach kurzer Zeit hat er sein ganzes Vermögen verschleudert. Um sich durchzuschlagen, muss er sich einem Bürger des Landes aufdrängen. Der schickt ihn zum Schweine hüten. Für einen Juden sind Schweine unreine Tiere.

Es ist also eine Demütigung, die ihm da widerfährt. Es geht ihm immer schlechter. So beschließt er, zu seinem Vater heimzukehren. Denn die Tagelöhner haben es bei seinem Vater besser als er in der Fremde beim Schweine hüten. Der Vater empfängt ihn voll Freude und feiert mit ihm ein Fest, weil der Sohn, der tot war, zum Leben gekommen ist, und der, der sich verloren hatte, zu sich selbst gefunden hat. Doch der ältere Bruder, der Tag für Tag seine Pflicht erfüllt hat, ärgert sich über dieses Fest. Sein Ärger zeigt, dass er seine Arbeit nicht getan hat, weil sie ihm Spaß machte, weil er sich auf sie einließ, sondern weil er sich dadurch Lohn und Anerkennung erwartete. Er wirft seinem Vater vor: »So viele Jahre schon diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte.« (Lukas 15,29) Der ältere Sohn hatte Nebenabsichten mit seiner Arbeit. Er wollte Zuwendung, er wollte sich die Liebe des Vaters erkaufen.

Jesus sagt uns mit diesem Gleichnis, dass wir uns die Liebe Gottes nicht durch Leistung erkaufen müssen. Sie ist schon da. Gott nimmt uns immer wieder an, ganz gleich, was passiert. Er knüpft seine Liebe an keine Bedingung, weder an die Bedingung der Leistung, noch die des Angepasstseins. Wer sich bedingungslos akzeptiert weiß, der kann in Freiheit etwas leisten. Er steht nicht mehr unter Druck, sich beweisen zu müssen. Er arbeitet, weil es ihm Spaß macht, weil es aus ihm herausfließt.

Diese innere Freiheit jeder Leistung gegenüber zeichnet Jesus aus. In dieser Freiheit aber hat er unwahrscheinlich viel geleistet. In nur drei Jahren seines öffentlichen Wirkens hat er unzählige Menschen angesprochen, viele Kranke geheilt und vor allem eine

Bewegung in Gang gesetzt, die sich bis heute fortsetzt und viele Menschen antreibt, sich für eine menschlichere Welt einzusetzen. Weil Jesus sich nicht durch Leistung beweisen musste, war er frei, hundertfache Frucht zu bringen, wie er es selbst in einem Gleichnis seinen Jüngern zuspricht. Der Grund der hundertfachen Frucht ist nicht die Leistung, sondern der Glaube. Der Glaube befreit mich von dem Druck, der auf mir lastet. So kann die innere Quelle in mir sprudeln. Und aus dieser Quelle strömt viel Energie in die Welt hinein, ohne dass ich mich dadurch verausgabte. Denn wenn ich nicht auf Leistung angewiesen bin, kann das Leben strömen, kann die Kreativität und Phantasie in mir aufblühen und Großes vollbringen.

➤ Woraus lebst du? Definierst du dich über deine Leistung? Besteht dein Lebensmuster darin, dich durch Leistung zu beweisen, vor den Menschen, aber auch vor Gott? Was ist die eigentliche Motivation bei deiner Arbeit, bei deinem Einsatz für andere, im Beruf, beim Sport, in der Schule, bei deinem religiösen Tun? Strömt die Arbeit aus deiner inneren Quelle heraus? Hast du Lust an der Arbeit? Oder flüchtest du in die Arbeit, um deiner inneren Wahrheit zu entrinnen, so wie es der ältere Bruder im Gleichnis vom verlorenen Sohn getan hat?

6

Jesus, der Frauenfreund

Markus berichtet uns, dass bei der Kreuzigung Jesu alle männlichen Jünger geflohen waren. Doch »einige Frauen sahen von weitem zu, darunter Maria aus Magdala, Maria, die Mutter von Jakobus dem Kleinen und Joses, sowie Salome; sie waren Jesus schon in Galiläa nachgefolgt und hatten ihm gedient. Noch viele andere Frauen waren dabei, die mit ihm nach Jerusalem hinaufgezogen waren.« (Markus 15,40f)

Markus gebraucht hier den gleichen Ausdruck für »nachfolgen« wie bei den Jüngern. Frauen waren in gleicher Weise Jüngerinnen wie die Männer. Das war für die damalige Welt neu. Denn ein Rabbi hatte immer nur Männer um sich. Im Jüngerkreis Jesu waren die Frauen gleichberechtigt. Was hat Jesus wohl dazu bewogen, Frauen in gleicher Weise wie Männer um sich zu scharen? Offensichtlich hatte er als Mann keine Berührungsängste gegenüber Frauen. Alle Evangelien berichten uns, dass es gerade die Frauen waren, die bei Jesu Kreuz ausgeharrt hatten. Das war gar nicht selbstverständlich. Denn die Römer kreuzigten Angehörige und Freunde, die um den Gekreuzigten weinten, gleich mit. Sie duldeten keine Sympathisanten in der Nähe des Kreuzes. Für die Männerkirche war es wohl seit jeher eine Kränkung, dass Frauen die ersten waren, denen der Auferstandene begegnete. Frauen verkündeten den Jüngern die Botschaft von der Auferstehung.

Der Grieche Lukas hat einen besonderen Blick für die Beziehung Jesu zu den Frauen. Er erzählt, dass Jesus auf seiner Wanderschaft nicht von den Zwölf begleitet wurde, sondern auch von »einigen Frauen, die er von bösen Geistern und von Krankheiten geheilt hatte: Maria Magdalene, aus der sieben Dämonen ausgefahren waren, Johanna, die Frau des Chuzas, eines Beamten des Herodes, Susanna und viele andere. Sie alle unterstützten Jesus und die Jünger mit dem, was sie besaßen.« (Lukas 8,2f) Wenn Jesus also durch das Land wanderte, waren immer auch Frauen um ihn, zu denen er eine persönliche Beziehung hatte. Er hatte sie geheilt, berührt, aufgerichtet, sie von Dämonen befreit, das heißt von lebenshemmenden Mustern, von Selbstentwertung und Selbstverurteilung. Er hatte sie in ihrer Würde als Frau wiederhergestellt. Und diese Frauen waren nicht nur die Empfangenden, sie gaben ihm auch etwas zurück. Sie dienten nicht nur mit ihrem Vermögen, sondern auch mit ihren Fähigkeiten, mit dem, was ihnen an inneren und Äußeren Gaben zur Verfügung stand. Das griechische Wort für »dienen« meint eigentlich den Tischdienst. Die Frauen dienten bei Tisch, sie dienten dem Leben, sie weckten Leben in Jesus und seinen Jüngern. Sie schufen einen Raum, in dem das Leben aufblühen konnte.

Im Haus der Schwestern Maria und Marta, die ihn gastfreundlich aufgenommen haben (Lukas 10,38–42), sitzt Maria zu Füßen Jesu. Diese beschriebene Haltung ist die typische Bezeichnung für die Jüngerschaft. Ähnlich heißt es von Paulus, dass er zu Füßen Gamaliels saß und im Gesetz des Herrn unterwiesen worden war. (Apostelgeschichte 22,3) Die Frau ist also eine gleichberechtigte Jüngerin Jesu. Während Marta Jesus und seine Jünger bei Tisch bedient, sitzt Maria einfach nur da und hört Jesus zu. Das ärgert

ihre Schwester. Sie beschwert sich bei Jesus, er solle Maria doch dazu auffordern, ihr zu helfen. Doch Jesus ergreift Partei für Maria. Sie hat den guten Teil gewählt. Der soll ihr nicht genommen werden. Die Szene, die Lukas Marta schildert, zeigt, wie unbefangen Jesus im Umgang mit Frauen ist. Er nimmt ihre Gastfreundschaft in Anspruch. Aber er nimmt sie auch als Jüngerinnen ernst. Er unterweist Maria in dem, was ihm am Herzen liegt. Und er lässt sich auf die Auseinandersetzung zwischen den beiden Schwestern ein, ohne eine der beiden zu verletzen und ohne sich von einer Vereinnahmung zu lassen. Er nimmt klar Stellung, doch so, dass sich beide in ihrer Würde geachtet fühlen.

Noch eine Szene im Lukasevangelium scheint mir wichtig, um Jesu Beziehung zu den Frauen zu beleuchten. Die Engel am Grab sagen zu den Frauen, die die ersten Zeuginnen der Auferstehung werden: »Erinnert euch an das, was er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war.« (Lukas 24,6) Diese Frauen sind für die Engel nicht nur Zeuginnen für die Auferstehung, sondern auch für die Worte, die Jesus zu ihnen gesprochen hat.

Jesus hat seine Lehre nicht nur den Jüngern, sondern auch den Jüngerinnen verkündet. Sie sind gleichberechtigte Zeuginnen seiner Lehre. Sie überliefern seine Worte. Sie erinnern sich an seine Worte, behalten sie in ihrem Gedächtnis. Und wie Maria bewegen sie diese Worte in ihrem Geist hin und her, um immer tiefer in ihren Sinn einzudringen. Deutung der Botschaft Jesu geht also nicht nur von Männern, sondern in gleicher Weise auch von Frauen aus. Wenn Lukas von einer Szene mit einem Mann als Hauptperson erzählt, folgt sofort eine andere mit einer Frau. Einem »Männergleichnis« wird ein »Frauengleichnis« gegenübergestellt. Lukas glaubt, dass er

nur dann richtig von Gott und vom Menschen sprechen kann, wenn er es zugleich vom Mann und von der Frau aus tut. Die Kirche hat daraus leider keine Konsequenzen gezogen. Zu lange waren es nur Männer, die die Botschaft Jesu interpretiert haben.

Die tiefste Frauenfreundschaft verbindet Jesus mit Maria von Magdala. Aus Maria Magdalena hat Jesus sieben Dämonen ausgetrieben. Sie verdankt ihm ihr Leben. Als Jesus stirbt, bricht für sie eine Welt zusammen. Aber ihre Liebe überdauert den Tod. Ihre Begegnung mit dem Auferstandenen ist eine Liebesgeschichte. Johannes beschreibt ihr frühes Aufstehen und ihre Suche nach dem geliebten Herrn in der Sprache des Hohenliedes. »Des Nachts auf meinem Lager suchte ich ihn, den meine Seele liebt. Ich suchte ihn und fand ihn nicht«, heißt es im Hohelied des Alten Testaments (Hohelied 3,1). »Am ersten Tag der Woche kam Maria von Magdala frühmorgens, als es noch dunkel war, zum Grab«, schreibt Johannes (Johannes 20,1). Doch Jesus, den ihre Seele liebt, findet sie nicht. Das Grab ist leer. Aber sie lässt nicht los. Dreimal klagt sie, dass man ihren Herrn aus dem Grab weggenommen habe und dass sie nicht wisse, wohin man ihn gelegt habe. Zuletzt wendet sie sich an den Gärtner. Doch in dem vermeintlichen Gärtner spricht Jesus sie selbst an mit dem Wort, das ihr Herz berührt und sie verzaubert: »Maria«. Da wendet sie sich um, da wird sie völlig verwandelt, umgedreht, und sagt zu Jesus: »Rabbuni!« (»Mein Meister!«). (Johannes 20,16)

In diesem Wort »Rabbuni« drückt sie ihre Liebe zu Jesus aus. Jesus ist nicht nur der Meister, den viele verehren, sondern er ist ihr Meister, zu dem eine tiefe Beziehung gewachsen ist. Er gehört ihr. Und so tut sie, was das Hohelied als Ausdruck der Liebe beschreibt: »Ich packte ihn, ließ ihn nicht mehr los.« (Hohelied 3,4)

Jesus lässt die Berührung geschehen. Aber er setzt ihr auch die Grenze: »Halte mich nicht länger; denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgegangen.« (Johannes 20,17) Jesus ist ihr Freund. Aber seine Sendung geht weiter. Er muss hinaufsteigen zum Vater. Von dort her wird er immer wieder in die Mitte seiner Jünger kommen. Und er wird im Herzen von Maria Magdalena wohnen. Er wird seine Freundschaft auch über den Tod hinaus leben.

In der Geschichte des Christentums haben viele Frauen aus der Freundschaft zu Jesus gelebt. Teresa von Avila wurde von Jesus dem Frauenfreund ermutigt, zu sich als Frau zu stehen, damals in einer frauenfeindlichen Männerkirche. Hildegard von Bingen hatte den Mut, den Männern im Klerus die Leviten zu lesen. Sie hat sich dem Diktat des kleinkarierten Bischofs von Mainz widersetzt und einen Exkommunizierten auf dem Klosterfriedhof bestattet.

- Welche Frauen fallen dir ein, die Jesus auf ihre Weise verstanden und gedeutet haben? Welche Aspekte an Jesus haben diese Frauen neu aufscheinen lassen? Was haben diese Frauen von Jesus verstanden, was in der offiziellen Kirche zu wenig gesehen wurde?
- Wie empfindest du als Frau deine Beziehung zu Jesus? Fühlst du dich geachtet und ernst genommen?
- Was fällt dir als Mann auf in der Freundschaft Jesu zu den Frauen? Wie haben dich Frauen bereichert? Wo haben sie in dir neues Leben hervorgelockt?

7

Jesus, der Freundschaftsfähige

Lukas und Johannes haben uns Jesus als einen Menschen geschildert, der zur Freundschaft fähig ist und Freunde um sich sammelt. Bei Lukas spricht Jesus seine Jünger als Freunde an: »Euch aber, meinen Freunden, sage ich: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, euch aber sonst nichts tun können.« (Lukas 12,4)

Für die Griechen war Freundschaft ein hohes Gut. Daher hat der Grieche Lukas einen besonderen Blick für die Freundschaftsfähigkeit Jesu. Lukas schildert die Urgemeinde wie einen griechischen Freundschaftsbund. Jesus war offensichtlich nicht nur zur Freundschaft fähig, sondern er hat die vielen, die ihm nachgefolgt sind, auch untereinander zu Freunden gemacht. Allerdings machte er auch die Erfahrung, dass es unter seinen Freunden Rivalität gab. Das hat er strikt unterbunden, indem er sie auf sein Beispiel hinwies. Wer führen will, wer vorangehen will, der soll dienen. Er soll bei Tisch aufwarten und dem Leben dienen. »Ich aber bin unter euch wie der, der bedient.« (Lukas 22,27) Diese Worte zeigen die Rolle, die er im Freundeskreis für sich gewählt hat.

Im Johannesevangelium wird das Thema der Freundschaft vor allem in den Abschiedsreden offenbar. Da spricht Johannes von den »Seinen, die in der Welt waren«. (Johannes 13,1) Jesus nennt auch hier seine Jünger Freunde: »Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt,

was ich von meinem Vater gehört habe.« (Johannes 15,15) Jesus hat die Jünger nicht wie Knechte behandelt, sondern wie Freunde. Er hat ihnen alles anvertraut, was er von seinem Vater gehört hat, was er in seinem Herzen von Gott erfahren hat. Er hat seine intimsten Gedanken mit ihnen geteilt. Er hat ihnen sein Herz geöffnet. Den Gipfel seiner Freundschaftsfähigkeit sieht Johannes in Jesu Bereitschaft, für seine Freunde zu sterben: »Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.« (Johannes 15,13)

Die Abschiedsreden Jesu im Johannesevangelium sind geprägt von einer intimen Atmosphäre der Freundschaft. Da spürt man förmlich, wie die Jünger an Jesu Lippen hängen, wie es ihnen wehmütig ums Herz wird, als ihnen klar wird, dass Jesus von ihnen gehen, dass er ihnen durch den Tod entrissen werden würde. Jesus tröstet sie. Er verweist sie auf den Schmerz, den eine Mutter bei der Geburt eines Kindes hat. Aber sobald das Kind geboren wurde, ist sie voller Freude. So wird es, verspricht er, auch den Jüngern ergehen. Er wird zwar von ihnen gehen, aber er wird wiederkommen. Er wird bei ihnen sein, wenn auch auf andere Weise. In den Auferstehungsgeschichten zeigt Johannes, wie liebevoll Jesus sich auf die Jünger einlässt und wie sie in ihrem Herzen berührt werden, wenn sie mit ihm Mahl halten und wissen: »Es ist der Herr.« (Johannes 21, 7)

Im Johannesevangelium ist immer wieder vom Jünger die Rede, den Jesus liebte. Er wird nie mit Namen genannt. Manche Exegeten meinen, dass er der Autor des Johannesevangeliums sei. Beim Abschiedsmahl liegt dieser Lieblingsjünger »an der Seite Jesu« (Johannes 13,23), oder wie es im Griechischen eigentlich heißt:

»im Schoß Jesu«. Damals lag man beim Mahl. Man stützte sich auf den linken Ellenbogen und aß mit der rechten Hand. Der Lieblingsjünger liegt rechts von Jesus. Auf die Bitte des Petrus, er solle fragen, von wem Jesus als Verräter spreche, lehnt er sich zurück und berührt dabei die Brust Jesu. Die Kunst hat aus dieser Szene die sogenannte Johannesminne gemacht. Der Lieblingsjünger sitzt auf dem Schoß Jesu. Es ist ein vertrautes Miteinander, das Urbild von Freundschaft. In diesem Bild haben Künstler ihren Traum von Freundschaft ausgedrückt: Einer trägt den anderen. Einer freut sich am anderen. Zwischen beiden fließt die Liebe hin und her.

In der liturgischen Tradition des Johannesfestes wurde die Johannesminne dadurch gefeiert, dass am Ende des Gottesdienstes Johanneswein geweiht wird. Der Priester reicht den Gläubigen den heiligen Wein mit den Worten: »Trinket die Liebe des heiligen Johannes.« Die Tradition glaubte, dass Johannes der Lieblingsjünger Jesu gewesen und durch die Liebe, die er von Jesus her erfahren hat, wie kein anderer Jünger zur Liebe befähigt worden sei. Seither haben viele sich von der Freundschaft Jesu mit dem Jünger, den er liebte, anstecken lassen. Augustinus war von dieser Freundschaft so fasziniert, dass er sich in seinem Leben nach einer ähnlichen Freundschaft gesehnt hat. »Sine amico nihil amicum«, schreibt er: »Ohne Freund kommt einem nichts freundlich vor.«

➤ Wen würdest du als deinen Freund oder deine Freundin bezeichnen? Wie sieht diese Freundschaft aus? Was tust du für die Freundschaft? Bist du fähig zur Freundschaft oder hast du nur

viele Kontakte? Was vertraust du deinen Freunden an? Hast du das Gefühl, in der Freundschaft ganz du selbst sein zu dürfen?

➤ Für Jesus besteht das Geheimnis der Freundschaft darin, sein Leben für seine Freunde zu geben. Was heißt das für dich? Was gibst du für deine Freunde? Ist es nur etwas Äußerliches oder ist es ein Stück von dir, dein Herz, deine Liebe, dein Leben? Was kannst du von Jesus lernen, um freundschaftsfähig zu werden?